

**ES GING
IMMER
NUR UM
LIEBE**

**MUSA
OKWONGA**

Musa Okwonga

ES GING IMMER NUR UM LIEBE

Roman

Aus dem Englischen von
Marie Isabel Matthews-Schlinzig

· **mairisch** verlag

Berlin ist nicht Deutschland.

Früher oder später wird Berlin dir einen Schlag in die Magenrube versetzen. Wenn das passiert, versuch bitte, es nicht persönlich zu nehmen – versuch stattdessen, es als einen Stempel in deinem Reisepass anzusehen, als Zeichen deiner Ankunft. Tust du das nicht, kommst du hier nicht weit. Wenn du lange genug hierbleibst, wird dir Berlin einen Kuss auf die Stirn drücken und sich dir von seiner weniger rüden Seite zeigen.

Du wirst nicht wissen, wann der Hieb kommt, oder aus welcher Richtung der Hieb kommt, aber wenn es länger als ein Jahr dauert, bevor er dich trifft, solltest du enorm argwöhnisch werden. Je länger du wartest, umso wahrscheinlicher ist es, dass er verheerend sein wird: Es ist gut möglich, dass er sich, wie ein*e untüchtige*r, aber rachsüchtige*r Steuereintreiber*in, einfach nur darauf vorbereitet, eine epische Schuld einzutreiben.

Berlin ist nicht Deutschland, werden die Leute zu dir sagen. Was sie freilich meinen, ist, dass Berlin nicht wie das übrige Deutschland ist. Aber Berlin ist zutiefst deutsch. Wenn jede Stadt dieses Landes Mitglied derselben Familie ist, dann ist Berlin lediglich das spitzbübische Geschwister, das von zu Hause weggelaufen ist. Während es München und Frankfurt jeweils geschafft haben, eine Hypothek zu bekommen, hat Berlin eine*n ältere*n Partner*in aufgerissen und ein paar Barjobs angenommen.

Berlin ist keine Stadt für Erwachsene. Sie werden das sagen und denken, dass es stimmt, aber sie irren sich. Berlin ist oft schrecklich erwachsen. Unschuld verweilt hier nicht. Um hier zu überleben, musst du wenigstens halb Wolf sein. Was sie meinen, ist: Berlin ist so unberechenbar wie ein wütender Jugendlicher. Andere Städte können es mit seinen emotionalen Extremzuständen nicht aufnehmen. Um in Berlin zu leben, musst du wirklich etwas Elternhaftes haben – du musst die Stadt aushalten, während sie durch ihre diversen Stimmungsschwankungen rauscht.

Ah, Stimmungsschwankungen. Obwohl Berlin ein Ort extremer Jahreszeiten ist, beschränken sich die unterschiedlichen Umschwünge der Stadt nicht auf das Wetter. Ihre Einwohner schockieren dich durch ihr rüdes wie ihr lebenswürdiges Tun, oft an ein und demselben Tag. Aus diesem Grund wirst du vielleicht süchtig nach Berlin. Falls ja, dann liegt das daran, dass es sowohl zu viel als auch nicht annähernd genug ist. Du kannst dich in dieser Stadt vollkommen sättigen und dich dennoch nach mehr sehnen.

Die Leute werden oft fragen, was dich nach Berlin verschlagen hat – und sie werden für diese Frage oft genau diese Worte wählen, als ob du hierhergerufen worden wärst. Vielleicht wurdest du das, in gewissem Sinne. In Berlin zu leben ist, wenn auch keine Berufung, so doch bezwingend. Man muss zu einer besonderen Art Mensch gehören, um hierherzukommen, und zu einer wieder ganz anderen

Sorte, um hierzubleiben. Schon bald wird diese Stadt dich wissen lassen, zu welchem Schlag du zählst.

Was hat dich nach Berlin verschlagen?

Alle fragen dich das. Du reagierst lässig – du seist hierhergekommen, um vier Dinge zu tun: tagsüber zu schreiben, abends deine Freund*innen zu treffen, dich zu verlieben und verliebt zu bleiben.

Aber das ist nicht der eigentliche Grund. Du bist hierhergekommen, um zu verschwinden. Während der ersten paar Monate in Berlin bist du weitgehend unsichtbar oder wenigstens so unsichtbar, wie es ein Schwarzer Mann mit dunkler Haut in einer überwiegend weißen Stadt sein kann. Die Farben deiner Kleidung imitieren jene der Stadt: Beton, Asphalt, Gips. Du möchtest so bemerkenswert wirken wie das Kopfsteinpflaster.

Der Beginn deines Lebens hier ist verdächtig reibungslos ausgefallen. Vielleicht ahnt Berlin, dass es dich zunächst schonen sollte, dass du noch nicht kampfbereit bist. Wie durch ein Wunder mietest du die allererste Wohnung, die du besichtigst. Sie liegt im ersten Stock, in einer ruhigen Straße im zentrumsnahen Osten der Stadt; warme Holzböden und Buttermilchwände und all so was – dein eigenes Stückchen Honigwabe. Deine Vermieterin, eine freundliche, zurückhaltende Strickdesignerin, weiß, wie schwierig

es für Afrikaner*innen ist, hier eine Mietwohnung zu finden. Sie erzählt dir die Geschichte von ihren drei marokkanischen Freund*innen, alle in gut bezahlten Jobs, die einen Monat lang in Berlin zu Besuch waren und in dieser Zeit kaum die Gelegenheit erhielten, eine Wohnung zu besichtigen. Ich glaube, sagt sie lächelnd, dass meine Wohnung bei Ihnen gut aufgehoben sein wird.

Du fühlst dich hier sicher. Es ist nicht weit vom Stadtzentrum entfernt, und doch haben nur wenige, die außerhalb deines Kiezes wohnen, vom dir nächstgelegenen Bahnhof gehört. Du bist erst seit ein paar Monaten hier, und zu deiner Freude beginnst du bereits zu verschwinden.

Berlin läuft immer noch zu gut.

Es ist Winter. Der Himmel ist verschlossen, verriegelt bis zum Frühling. Der Wind ist ein echter Berliner; wann immer er dich auf der Straße trifft, stürmt er grob an dir vorbei, überzeugt davon, dass sein Ziel wichtiger sei als deines. Er peitscht durch die Stadt, feindselig wie eine gespannte Pistole, drängelt sich durch Türen, die Kälte unter den Arm geklemmt.

Trotz der strengen Herzlichkeit des Wetters läuft Berlin immer noch zu gut. Du hast mehrere neue Freund*innen gefunden. Du triffst dich mit einer Frau, die du über die Literaturszene kennengelernt hast, und durch sie empfindest

du ein Glück – ein Gefühl von Ruhe, Geborgenheit –, das du dir nicht einmal vorzustellen gewagt hattest. Sie glaubt an dich als Autor. Sie ist wundervoll. Man sagt dir ständig, dass du an Beziehungsdinge häufig zu kompliziert herangehen würdest, aber das hier fühlt sich leicht an, also erlaubst du dir, es zu genießen. Du weißt nicht genau, wie sich die Sache so gut entwickeln konnte – mit einer Person zusammen zu sein, die so lieb ist, so bedacht auf die Welt um sie herum, so zielsicher, was ihre Arbeit betrifft. Von Liebe umfungen schwebst du vorwärts.

Ein nie enden wollendes Silbengestöber.

Seit du in Deutschland angekommen bist, haben viele Lebensmittel dein Interesse geweckt, aber das faszinierendste von allen ist sicher das Schnitzel. Das Schnitzel beeindruckt dich, denn es ist weniger eine Mahlzeit als ein gehöriger Angriff auf die Idee von Hunger an sich. Die dünnliche, von Semmelbröseln ummantelte Scheibe Fleisch ist ein riesiges Ding und füllt typischerweise zwei Drittel deines Tellers. Das größte, das du gesehen hast, war unwesentlich kleiner als eine Gehwegplatte.

Das Schnitzel ist österreichisch, aber die Deutschen haben es sich mit dem gleichen Nachdruck angeeignet, mit dem die Engländer ihr Curry lieb gewonnen haben. Es zählt zu den etlichen Immigranten an den Esstischen Ostberlins – die jüngsten Neuankömmlinge sind italienisch, libanesisch,

syrisch, kolumbianisch, portugiesisch und sudanesisch –, setzt sich allerdings in einem entscheidenden Punkt von ihnen ab: Man verzehrt es gewöhnlich ohne Soße. Das ist etwas, was du nicht verstehst – dieses Gericht ist kekstrocken, aber viele Deutsche essen es und befeuchten es mit nichts weiter als einem Spritzer Zitronensaft.

Die erschreckende Trockenheit des Schnitzels entspricht der offenbar robusten Einstellung der Deutschen gegenüber Unannehmlichkeiten. Als du zum ersten Mal in dieser Stadt einen Kater hast, gehst du Sonntagfrüh auf die Suche nach Schmerztabletten, nur um festzustellen, dass alle Apotheken in deiner Gegend bis morgen geschlossen haben. Es fühlt sich wie eine Strafe an dafür, dass du dich besoffen hast. Als du das nächste Mal einen Kater hast, hast du natürlich längst in Schmerzmittel investiert – aber dann stellst du fest, dass sie nicht so stark sind wie die, die es in Großbritannien zu kaufen gab, und du trotzdem erhebliche Schmerzen zurückbehältst, so als wolle man dich für deine Trunkenheit noch ein wenig leiden lassen.

Die deutsche Bürokratie lässt dich auch für sich schuften. Du hast gelernt, jede neue Verwaltungslawine als weitere Station in einem Hindernislauf zu betrachten, an dessen Ende du die Integration in die deutsche Gesellschaft erreichen wirst. Die Sprache erscheint manchmal wie ein nie enden wollendes Silbengestöber, sogar für die, die sie in der Schule gelernt haben. Aber langsam, behutsam bahnst du dir deinen Weg, kümmerst dich um die *Künstlersozialkasse*, erlangst deine *Anmeldungsbestätigung*.

Jeden Monat bestehst du einen neuen Test; jeden Monat schwindet der Ort, von dem du geflüchtet bist, aus dem Blickfeld.

Ein Bad aus Sternen.

Es gibt *eine* Zeit und *ein* Datum, vor dem du dich so ziemlich dein ganzes erwachsenes Leben lang gefürchtet hast. Wenn dieser Moment vorüber ist, wirst du genau eine Sekunde älter sein, als dein Vater war, als er starb, und du wirst absolut keine Ahnung haben, was du als Nächstes tun sollst.

Als dein Vater starb, waren es nur noch achtzehn Tage bis zu seinem einundvierzigsten Geburtstag. Er saß in einem Helikopter, der kurz nach dem Start von Boden-Luft-Raketen vom Himmel geholt wurde, und einen Großteil deines Lebens lang hast du die Last seines Todes getragen. Er flüchtete vor dem Krieg, kehrte aber einige Jahre später in sein Land zurück, um für dessen Zukunft zu kämpfen. Er hatte eine junge Familie und setzte also wirklich alles aufs Spiel. Er verlor, und dich hat dieser Verlust seitdem verfolgt. Die längste Zeit bist du mit der tief sitzenden Angst herumgelaufen, dass du aus irgendeinem Grund mit vierzig Jahren tot umfallen würdest. Du wirst nie einen Helikopter besteigen.

Du hast noch nicht entschieden, wie du diesen Tag verbringen willst, wenn du deinen Vater schließlich überlebst.

Vielleicht, überlegst du, wirst du nach Kreta fliegen; was heiße, dem Kontinent deiner Herkunft so nahe zu kommen wie möglich, ohne tatsächlich dorthin zu reisen. Den Fuß auf afrikanische Erde zu setzen wäre zu traumatisch. Dort, um diesen Meilenstein zu begehen, hattest du vor, in einem Restaurant am Meer essen zu gehen und zur gegebenen Stunde dein Glas in Richtung des Horizonts zu erheben. Du hast es geschafft, würdest du denken.

In Wahrheit weißt du nicht, was du denken würdest. Du weißt nicht, was dein Vater zu dem Leben sagen würde, das du dir aufgebaut hast – ob er stolz wäre. Obwohl er tot ist, seit du vier warst, ist seine Meinung immer noch wichtig. Es ist kein Jahr vergangen, in dem das nicht so gewesen wäre.

Obwohl du fast schon so alt bist wie dein Vater, gibt es so vieles, das du für dich noch nicht raushast. In mancher Hinsicht war er dir so weit voraus – zum Zeitpunkt seines Todes hatte er vier Kinder, und du hast gar keins. Man sagt, jeder solle sein eigenes Leben leben, aber es ist schon schwer genug, einfach nur den Mustern der eigenen Eltern zu entkommen. Du kannst Vergleichen nicht ausweichen – wenn du müde bist, stützt du selbst den Kopf in die gleiche Hand wie er früher. Deine Mutter fragt dich, warum du das tust. Es gibt so vieles, worüber man sich Sorgen machen muss, sagst du ihr, dass sich dein Kopf schwer anfühlt. Sie zögert und antwortet dann: Das ist genau das, was dein Vater gesagt hat.

Du hast dich oft gefragt, was er wohl von dem Leben halten würde, das du dir ausgesucht hast, ob er stolz wäre auf die Richtung, die du eingeschlagen hast. Du bist dir nicht ganz sicher, aber du fürchtest, dass er – einer der ersten Schwarzen Fachärzte für Chirurgie in Großbritannien, ein bedeutender Mann in seiner Community – eher unbeeindruckt wäre. Denn: Was bist du? Was hast du erreicht? Du bist ein Schriftsteller, dessen Schaffen weit unter seinem Potenzial bleibt.

Ein Restaurant in Kreta hast du dir bereits ausgesucht – und ein bestimmtes Gericht. Es ist eine gemischte Platte mit Fisch und Fleisch, die du bei deinem letzten Besuch auf der Insel hattest. Du wirst auch den gleichen Wein verlangen, den du beim letzten Mal hattest, einen dickflüssigen, fruchtigen Roten, den du um zwei Uhr morgens allein an einem Tisch getrunken hast, als eine Gruppe Einheimischer vorbeitanzte. Was wirst du tun, wenn du deinen Vater überlebt hast? Du weißt es nicht – du kannst es nicht wissen. Deshalb wirst du viel essen. Du hoffst, dass du betrunken genug und satt genug sein wirst, sodass du nicht unmittelbar darüber nachzudenken brauchst; dass du es zurück in dein Hotelzimmer schaffen wirst, bevor du das Bewusstsein verlierst. Oder noch besser: Du wirst es hinunter zum oberen Rand des Strandes schaffen, wo es dann schon spät sein wird, und du wirst dort mit unter dem Kinn angezogenen Knien sitzen und versuchen, den Punkt zu erspähen, an dem der Horizont auf die Nacht trifft. Du weißt noch vom letzten Mal, als du hier warst, dass du dazu außerstande sein wirst. Stattdessen wirst du beobachten,

wie das langsam dahintreibende Meer den Himmel über sich vollkommen widerspiegelt und die gesamte Aussicht sich in ein Bad aus Sternen verwandelt.

Mit Einbörnern durch den Schnee rennen.

Eines Winterabends gehst du mit deinen Freunden zum Fußballtraining, mit deinem lokalen Team, dessen Spitzname *Die Einbörner* ist. Es sind nur etwa ein Dutzend von euch da; die anderen dreizehn eurer Truppe konnten nicht kommen, haben sich aus Gründen unterschiedlicher Güte entschuldigt. Einige konnten noch nicht Feierabend machen, andere haben familiäre oder partnerschaftliche Verpflichtungen, und wieder andere – vermutest du – haben sich von der Kälte abhalten lassen. Du hast heute Morgen gesehen, wie kalt es ist – der Frost hatte deine Küchenfenster berührt und Abdrücke hinterlassen –, und du dachtest dir genau in dem Moment: Ja, heute Abend spiele ich auf jeden Fall.

Man hat dich vor dem Winter gewarnt, lange bevor du nach Berlin gekommen bist. Eine italienische Freundin erzählte, wie sie eines Sommers dort eintraf und es gerade mal sechs Monate aushielt, da die Sonne im Spätdezember außer Landes floh und erst zurückkehrte, als die letzten paar Frühlingstage davongestolpert waren. Unterhalten sich einige deiner Freund*innen über den Winter, so tun sie das in still-respektvollem, fast ängstlichem Ton, als ob er ein

sagenumwobenes Ungetüm wäre, das versuchen könnte, ihr Gespräch zu belauschen. Bist du bereit für den Berliner Winter?, fragen sie dich. Dein Stolz reicht gerade dafür aus, deine Furcht zu verbergen, da du antwortest: Falsche Frage. Ist der Berliner Winter bereit für mich? Und prompt gehst du los, um genug Thermounterwäsche für eine ganze Woche zu kaufen.

Es wird oft behauptet, afrikanische Fußballer*innen kämen mit kalten Temperaturen nicht klar – und obwohl du streng genommen Brite bist, hast du das Bedürfnis, heute Abend Uganda zu repräsentieren. Deine Eltern stammen aus der nördlichen Region des Landes, und dein Großvater trainierte deren Fußballmannschaft; irgendwie bezeugst du dem – Tausende von Kilometern von dem Ort entfernt, an dem er seine Spieler zum ersten Mal einwies – eine altehrwürdige Huldigung. Du ziehst dein ramponiertes Nationalmannschafts-Trikot an, ein schwarzes, kurzärmeliges Hemd mit Zierstreifen in Rot und Gelb und dem Heller-Kronenkranich-Abzeichen, und du machst dich auf den Weg. Die paar von euch, die es zum Training schaffen, sind auffallend stolz auf sich selbst, und der Schnee ist anständig genug zu warten, bis ihr über das Spielfeld geströmt seid. Innerhalb von fünfzehn Minuten nach dem letzten Schuss ist der Kunstrasen komplett weiß. Du glaubst nicht, dass deine Freunde wissen, was dieses Lachen, diese Kameradschaft dir bedeutet, und du kannst es ihnen nicht erklären – nicht, weil es irgendwie peinlich wäre, sondern weil es diesen herrlichen Moment unterbrechen würde.

Ein paar Tage später unterhältst du dich mit Freund*innen, und eine*r von ihnen erwähnt, dass sie*er es schwierig gefunden habe, in Berlin nette Leute zu treffen. Dabei musst du an eine Geschichte über deine Fußballmannschaft denken, und daran, was sie eines Nachmittags machte. Eins deiner Mannschaftsmitglieder schickte eine Textnachricht an alle in der Gruppe, dass er Beziehungsprobleme habe, und einer der anderen bat ihn, sich mit ihm in einer Stunde in einer bestimmten Kneipe zu treffen. Eine Stunde später wurde der Freund in Not von drei seiner Teamkollegen getröstet und aufgemuntert. Du hast diese Art der Unterstützung schon bei vielen Freundinnengruppen erlebt, aber nicht bei Freundesgruppen; was bei Männern bemerkenswert ist, ist bei Frauen Routine. Du fragst dich, ob Berlin das möglich gemacht hat, eine Stadt, die vor so krasse Herausforderungen stellt, dass sie die Menschen dazu zwingt, ungewöhnlich starke Bindungen zu entwickeln. Daran könnte es liegen, aber du musst dem Trainer und Kapitän deiner Mannschaft ein größeres Verdienst zuerkennen. Er hat wirklich verstanden, dass es bei einer Fußballmannschaft um so viel mehr geht als das, was auf dem Spielfeld passiert, dass all das am meisten zählt, was vor dem Anpfiff passiert.

Bis du das, was mit dir nicht stimmt, aus der Welt geschafft hast.

Deine Partnerin vernichtet dich – nur so kann sie sicherstellen, dass du sie nicht wieder zurückhaben willst. Sie

kehrt von einem Aufenthalt außerhalb der Stadt zurück und fragt dich beiläufig, ob du Zeit hättest, essen zu gehen. Du kannst es kaum erwarten, sie zu sehen, ihr verabredet ein Treffen in deinem Lieblingsrestaurant, du triffst ein und bestellst dein Essen, und dann bist du innerhalb von fünfzehn Minuten in Tränen aufgelöst.

Sobald du dich hingesetzt hast, geht sie auf dich los. Sie erzählt dir, dass ihre besten Freund*innen dich nicht mögen, dass ihre Mitbewohnerin dich nicht mag, dass ihre Geschwister dich nicht mögen. Entsetzt fragst du, ob das heißt, dass sie dich nicht mag. Sie zuckt mit den Schultern. Du fragst, ob das heißt, dass sie sich von dir trennen will. Sie sagt, wenn es das ist, was du willst. Sie selbst kann es nicht aussprechen. Dann geht sie. Deine Pizza kommt, und die Bedienung ist so liebenswürdig, keinen Blickkontakt herzustellen. Du isst keinen einzigen Bissen und kannst dich die nächsten achtzehn Monate lang nicht dazu bringen, dieses Restaurant wieder zu betreten.

Du schreibst ihr und fragst sie, warum sie so lieblos gewesen sei, dass du bis zu dieser Woche gedacht hättest, sie wäre einer der liebsten Menschen, die dir je begegnet sind. Sie entschuldigt sich daraufhin, sie dankt dir dafür, dass du sie stützt; es habe sie wütend gemacht, in einer Beziehung zu sein, und sie habe das Gefühl, in der Falle zu sitzen, an dir ausgelassen. Aber du hättest mir davon erzählen können, sagst du, du hättest einfach sagen können, dass du mich nicht mehr sehen willst. Du musstest das nicht tun. Meine Tür steht dir immer offen, sagt sie. Ich werde immer deine

Freundin sein. Aber du respektierst mich nicht, sagst du. Wir haben uns nie gestritten, und plötzlich benimmst du dich, als ob du mich hassen würdest. Ich hasse dich nicht, sagt sie.

Wochenlang seht ihr einander nicht, und dann lauft ihr euch zufällig bei einer Kunstveranstaltung über den Weg. Es gibt einen Moment, in dem ihr Blickkontakt herstellt, und ihr lächelt beide, und dann begreift ihr beide, was zwischen euch vorgefallen ist. Es ist das letzte Mal, dass ihr euch seht. Wie läuft es mit deiner Partnerin, fragt eine Freundin ein paar Tage später. Du sagst ihr, sie habe sich von dir getrennt, aber diese Formulierung scheint der Sache nicht gerecht zu werden.

Du hast deine frühere Partnerin geliebt, was bedeutet, dass du in ihre Meinung von dir Vertrauen gewonnen hast, und daher glaubst du jetzt ihrer Einschätzung, dass du ein furchtbarer Mensch seist. Ausgehend von diesem Urteil hast du Angst, dich selbst jemand anderem anzutun. Du wirst so lange Single bleiben, bis du das, was mit dir nicht stimmt, aus der Welt geschafft hast.

Wie man in Berlin Kuchen isst.

Der beste Zeitpunkt, um in Berlin Kuchen zu essen, ist an einem Nachmittag unter der Woche, sagen wir donnerstags, vierzehn Uhr. Viel früher geht es nicht, denn da

hast du es dir noch nicht verdient. Du musst das Timing genau richtig hinkriegen: Wenn du um fünfzehn Uhr im Café bist, dann gerätst du, wenn du fertig bist, in einen Schwarm wütender Pendler*innen, die auf dem Weg nach Hause sind. Der beste Ort, um Kuchen zu essen – nun ja, das kommt darauf an. Es kommt darauf an, was du dir erhoffst. Wenn du irgendwo hingehen willst, wo du bewusstlos werden kannst, nachdem sich der Zuckerschub eingestellt hat, dann ist da dieses lauschige Plätzchen in deinem Kiez, das, in dem das Ambiente fast übernatürlich gemütlich ist – wo du, sogar, als es eines Abends voll und betriebsam war, trotzdem eine Kurzgeschichte schreiben konntest, ohne abgelenkt zu werden. Dies ist dasselbe Café, das einen Hund hat, der fünfundneunzig Prozent seiner Zeit in einer Art Winterschlaf zu verbringen scheint, hingeplumpst auf einem Regal gleich hinter der Bar, und der nur aufwacht, wenn ein anderer Hund sein Reich betritt. Dann steht er vor Rage fast auf den Hinterbeinen und hört nicht auf zu toben, bis sich die Tür hinter dem verdutzten und sich rasch zurückziehenden Eindringling schließt. Dies ist auch das Café, in dem dich ein kleines Kind auf Spanisch vollbrabbelt und versucht, dich zu beeindrucken, indem es nacheinander eine Reihe von Gegenständen in der Nähe hochhält und darauf wartet, dass du jedes Mal anerkennend nickst, bevor es den Nächsten präsentiert – einen Salzstreuer, eine Menükarte, eine Zuckerdose. Du bist stets beeindruckt. Dieser Ort ist so friedlich wie das Zimmer deiner ersten Freundin an der Universität, und wenn du hier einschläfst, stupst dich niemand an, um dich zu wecken.

Wenn du Kuchen essen willst an einem Ort, an dem du träumen kannst, dann schlenderst du durch die Straßen zu einem Café, das auch deftige Eintöpfe serviert und Tassen mit heißer Schokolade, die so sämig ist, dass ein Löffel fast aufrecht darin stehen bleibt. In diesem Café wirst du viele Nachmittagsstunden damit verbringen, aus dem Fenster zu starren und dabei neue Abenteuer zu planen. Genau an diesem Platz hier hast du gegessen, als du zum letzten Mal von einem teuren Freund gehört hast, da er dir von seinem Sterbebett aus eine Textnachricht schickte, um dich daran zu erinnern, dass du an ebendiesem Tag exakt das machtest, was du mit deinem Leben anfangen solltest: dich nicht ums Geldverdienen sorgen oder darum, was alle anderen in ihren Karrieren erreichten – sondern einfach nur sein. Wenn du dich an ihn erinnern willst, dann gehst du dorthin und isst etwas.

Wenn du Kuchen essen willst an einem Ort, der dich daran erinnert, dass Liebe möglich ist, geh in jenes Café am anderen Ende der Stadt, wo sie jedes Stück Apfelkuchen in Schlagsahne ertränken, dasjenige, dessen Hinterzimmer mit Sofas im Siebzigerjahre-Stil vollgestellt und mit einer kleinen Kabarettbühne gesegnet ist. In diesem Café kam beim Kuchenessen die Liebe zweimal ganz nah. Oder nimm, um ähnlich zu empfinden, von deiner Wohnung aus für fünfzehn Minuten die Straßenbahn dahin, wo du einen Sonntagnachmittag damit verbracht hast, bei einem ersten Date gemeinsam mit jemandem, der dich verstand, Sachertorte zu essen.

Wenn du Kuchen nur um seiner selbst willen essen willst, was selbstverständlich Grund genug ist, dann lauf drei Haltestellen die Bahnstrecke runter für eine Portion Marzipan-Mohn, dessen dicke, gesprenkelte Biskuitschichten zergehen, sobald sie deine Zunge berühren. Willst du Kuchen, der deine Treue belohnt, dann geh zum Cupcake-Laden in der Nähe, wo du jede Woche einen gratis bekommst, weil du so oft dort bist, und wo du gerade dabei warst, den Mut zusammenzunehmen, dich mit der Frau zu verabreden, die du dort jahrelang bei der Arbeit gesehen hast, und dann gab sie ihren Job auf.

Um in Berlin korrekt Kuchen zu essen, verrate nie, wo du isst. Wenn es sein muss, dann bewache die Orte, die du besonders magst, so eifersüchtig wie ein verunsicherter Geliebter. Wenn du ein wenig großzügiger sein willst, dann hinterlasse Hinweise darauf, wo du essen warst, vielleicht das eine oder andere Foto in den sozialen Medien, sodass die eifrigsten Detektiv*innen unter deinen Freund*innen daraus schlau werden können. So lächerlich es scheint, nicht nur für dich, sondern schlussendlich auch für deinen Zahnarzt, Kuchen ist für dich zu einem Zufluchtsort geworden. Er ist dein Ritual. Jedes Jahr, nachdem du deine Steuererklärung gemacht hast, nimmst du die U-Bahn in Richtung Mitte und begehst diesen Anlass mit einem Dessert, das nicht mehr als vier Euro kostet – eine maßvolle Art, weitere zwölf Monate als Freiberufler zu feiern. Kuchen ist eine immer wiederkehrende Konstante in deiner Karriere als Künstler, jeder Bissen ist ein Meilenstein. Diese Stadt bietet ja viele Fluchtmöglichkeiten, viele Laster – deins ist Zuckerguss.